In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 146. Posen, den 16. Dezember 1927. Nr. 146.

Der Seewolf.

Von Jack London.

10. Fortsetzung.

Von Johnsons Unzufriedenheit mit dem Oelzeug wußte ich jedoch nichts, und was ich erlebte, kam daher wie ein Blitz aus heiterem Himmel für mich. Ich war gerade mit dem Aufräumen der Kajüte fertig, als Johansen, von Johnson gefolgt, die Kajütentreppe herunterkam.

„Schließen Sie die Tür und riegeln Sie ab," sagte Wolf Larsen zu mir.

Als ich gehorchte, bemerkte ich einen ängstlichen Ausdruck in Johnsons Augen. Ich ahnte nicht, was kommen sollte, er aber wußte vom ersten Augenblick an, was seiner wartete, und sah seinem Schicksal tapfer in die Augen.

Johansen, der Steuermann, stand einige Fuß entfernt neben ihm, und gut drei Yards ihm gegenüber saß Wolf Larsen auf einem Kajütendrehstuhl. Als ich die Tür geschlossen und abgeriegelt hatte, trat eine merkbare Pause ein. Sie wurde von Wolf Larsen beendet.

„Yonson," begann er.

„Ich heiße Johnson, Käptn," verbesserte ihn der Matrose kühn.

„Schön, also Johnson, in Teufels Namen! Kannst du erraten, warum ich dich rufen ließ?"

„Ja und nein, Käptn," antwortete er langsam. „Meine Arbeit tue ich gut. Das weiß der Steuermann, und das wissen Sie, Käptn. Es kann also keinen Grund zur Klage über mich geben."

„Und das ist alles?" fragte Wolf Larsen; seine Stimme war sanft und leise, er schnurrte fast wie eine Katze. „Ich weiß, daß Sie es auf mich abgesehen haben," fuhr Johnson mit unerschütterlicher, schwerfälliger Langsamkeit fort. „Sie können mich nicht leiden. Sie — Sie —"

„Weiter," trieb ihn Wolf Larsen an. „Hab' nur keine Angst vor meinen Gefühlen."

„Ich habe keine Angst," entgegnete der Matrose rasch, und eine leichte Zornesröte wurde unter seiner sonnenverbrannten Haut sichtbar. „Wenn ich langsam spreche, so kommt es daher, daß ich meine Heimat noch nicht so lange verlassen habe wie Sie. Sie können mich nicht leiden, weil ich zu sehr Mann bin, das ist der Grund, Käptn."

„Du bist zu sehr Mann, um dich der Schiffsdisziplin zu fügen, wenn du das meinst, und wenn du verstehst, was ich meine," erwiderte Wolf Larsen.

„Ich verstehe englisch, und ich weiß, was Sie meinen, Käptn," antwortete Johnson und errötete noch mehr bei der Anspielung auf seine Sprachkenntnisse.

„Johnson," sagte Wolf Larsen mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß er alles Bisherige nur als Einleitung angesehen hatte und jetzt auf die Hauptsache kommen wollte, „ich höre, daß du nicht zufrieden mit dem Oelzeug bist!"

„Nein, ich bin nicht zufrieden. Es taugt nichts, Käptn."

„Und du hast große Töne darüber geredet."

„Ich sage, was ich denke, Käptn," antwortete der Matrose mutig, ohne die an Bord eines Schiffes herrschende Etikette zu vergessen.

In diesem Augenblick fielen meine Augen zufällig auf Johansen. Seine großen Fäuste ballten und öffneten sich wieder, und sein Gesicht hatte einen geradezu teuflischen Ausdruck. Ich sah, daß er noch ein blaues Auge hatte, ein Denkzettel von den ihm von Johnson vor einigen Nächten erteilten Prügeln.

„Weißt du, was dem geschieht, der sagt, was du über mich und meine Waren gesagt hast?" fragte Wolf Larsen.

„Ich weiß es, Käptn."

„Was denn?" fragte Wolf Larsen scharf und gebieterisch.

„Was Sie und der Steuermann im Begriff sind, mit mir zu tun, Käptn."

„Sehen Sie ihn sich an, Hump," sagte Wolf Larsen zu mir. „Sehen Sie sich das bißchen beseelten Staub an, das sich bewegt und atmet und mir Trotz zu bieten wagt, und das fest davon überzeugt ist, aus etwas Gutem zu bestehen, das von gewissen menschlichen Phantastereien von Gerechtigkeit und Ehrlichkeit durchdrungen ist trotz aller persönlichen Unannehmlichkeiten und Drohungen. Was halten Sie von ihm, Hump? Nun, was halten Sie von ihm?"

„Ich finde, er ist ein besserer Mensch als Sie," antwortete ich, wohl von dem Wunsche getrieben, einen Teil des Zornes abzulenken, der sich, wie ich fühlte, über das Haupt des Matrosen entladen mußte. „Seine menschlichen Phantastereien, wie Sie es zu nennen belieben, schaffen Edelmut und Männlichkeit. Sie kennen keine Phantastereien, keine Träume, keine Ideale. Sie sind ein Bettler."

Er nickte mit wilder Lust. „Ganz recht, Hump, ganz recht. Ich kenne keine Phantastereien, die Edelmut und Männlichkeit schaffen. Mit dem Prediger sage ich, daß ein lebender Hund besser ist als ein toter Löwe. Ich kenne nur eine Lehre: die der Selbstsucht und des Lebenswillens. Dies bißchen Hefe, das sich Johnson nennt, wird, sobald es nicht länger Hefe, sondern nur noch ein Häufchen Staub und Asche ist, nicht mehr Edelmut besitzen als Staub und Asche im allgemeinen — während ich weiterlebe und brülle. Ich werde Ihnen das Recht des Stärkeren demonstrieren und Ihnen zeigen, wohin Edelmut führt."

Drei Yards saß er von Johnson entfernt. Neun Fuß! Und doch machte er geradewegs aus seiner sitzenden Stellung einen Satz wie ein Tiger, und wie ein Tiger durchschoß er den Raum zwischen sich und dem Matrosen. Es war eine Lawine von Wut, die Johnson vergebens abzuwehren versuchte. Mit dem einen Arm suchte er seinen Bauch, mit dem anderen das Gesicht zu schützen. Aber Wolf Larsens Faust traf zwischen beide mit einem zermalmenden, widerhallenden Stoß.

Ich bin nicht imstande, alle Einzelheiten der grauenvollen Szene, die jetzt folgte, wiederzugeben. Es war

empörend. Selbst jetzt noch werde ich krank, wenn ich daran denke. Johnson leistete tapferen Widerstand, aber einem Wolf Larsen war er nicht gewachsen, und noch weniger Wolf Larsen und dem Steuermann zusammen. Ich hatte nicht gedacht, daß ein menschliches Wesen soviel ertragen und dabei noch leben und kämpfen könnte.

Ich fühlte, daß ich im Begriff war, den Verstand zu verlieren, und stürzte die Kajütstreppe hinauf, um an Deck zu fliehen. Aber Wolf Larsen erwischte mich mit einem seiner ungeheuren Sprünge und schleuderte mich zurück in die fernste Ecke der Kajüte.

„Die Lebensphänomene, Hump," höhnte er. „Bleiben Sie stehen und beobachten Sie sie. Sie können Material über die Unsterblichkeit der Seele sammeln."

Jahrhunderte schienen vergangen — wahrscheinlich waren es nicht mehr als zehn Minuten, daß die Mißhandlung dauerte. Wolf Larsen und Johansen waren ganz von ihrem Tun in Anspruch genommen. Sie trafen ihn mit ihren Fäusten, stießen ihn mit ihren schweren Schuhen, schlugen ihn zu Boden und rissen ihn wieder hoch, um ihn von neuem hinzuschleudern. Das Blut rann ihm aus Ohren, Nase und Mund. Und als er sich nicht mehr erheben konnte, schlugen sie weiter auf den am Boden Liegenden ein.

„Sachte, Johansen, sachte, es ist genug!" sagte Wolf Larsen endlich.

Aber die Bestie war los in dem Steuermann, und Wolf Larsen mußte ihn mit einer Handbewegung beiseitefegen — anscheinend ganz sanft, aber Johansen flog wie ein Kork zurück, und sein Kopf schlug mit einem Knall gegen die Wand.

„Tür auf, Hump!" wurde mir befohlen.

Ich gehorchte, und die beiden Bestien hoben den Ohnmächtigen wie einen Sack Lumpen auf und zwängten ihn die Treppe hinauf und durch die enge Türöffnung an Deck. Das Blut schoß aus seiner Nase in einem scharlachroten Strahl über die Füße des Rudergastes, der kein anderer als Louis, sein Bootssteuerer, war. Aber Louis bediente sein Rad und blickte unerschütterlich ins Kompaßhaus.

Anders George Leach, der frühere Kajütsjunge. Auf dem ganzen Schiff hätte mich nichts so überraschen können wie sein Benehmen. Ohne Befehl kam er nach der Ruff und schleppte Johnson nach vorn, wo er sich mit ihm zu schaffen machte, und ihm die Wunden, so gut er konnte, verband. Johnson war nicht mehr als Johnson kenntlich, seine Züge hatten alles menschliche Gepräge verloren, so verzerrt und verschwollen waren sie.

Während ich die Kajüte säuberte, hatte Leach sich Johnsons angenommen. Ich kam an Deck, um frische Luft zu schöpfen und zu versuchen, meine erregten Nerven ein wenig zur Ruhe zu bringen. Plötzlich drang Leachs Stimme an mein Ohr. Sie war angestrengt und heiser vor Wut. Ich drehte mich um und sah ihn gerade an der Backbordseite der Kombüse neben der Hütte stehen. Sein Gesicht war weiß und verzerrt, seine Augen blitzten, und er hob die geballten Fäuste gegen Wolf Larsen.

„Gott verdamme deine Seele in die Hölle, Wolf Larsen! Die Hölle ist noch zu gut für dich, Feigling, Mörder, Schweinehund!" Mit diesem Gruß begann er. Ich war wie vom Donner gerührt. Ich erwartete seine augenblickliche Vernichtung. Aber Wolf Larsen war nicht in der Laune, ihn zu vernichten. Er schlenderte langsam die Ruff hinab, stützte die Ellbogen auf das Kajütendach und blickte nachdenklich und neugierig den aufgeregten Jungen an.

Und der Junge überschüttete Wolf Larsen mit Anklagen, wie sie ihm noch nie gesagt worden waren. Die Matrosen sammelten sich furchtsam vor der Achterluke, sahen zu und lauschten. Die Jäger drängten sich aus dem „Zwischendeck" heraus. Selbst sie waren erschrocken, nicht über die furchtbaren Worte des Jungen, sondern über seinen entsetzlichen Wagemut. Es erschien ihnen ganz undenkbar, daß ein lebendes Wesen Wolf Larsen derart Trotz bieten sollte. Ich selbst war erschüttert, so bewunderte ich den Jungen, in dem ich jetzt die herrliche seelische Unüberwindlichkeit sah, die sich über das Fleisch und die Furchtsamkeit des Fleisches erhob, um, wie die alten Propheten, die Ungerechtigkeit zu verfluchen.

Leach wütete wie ein Wahnsinniger. Auf seine Lippen trat seifiger Schaum, und zuweilen ging ihm der Atem aus, daß er nur unartikulierte Laute hervorbringen konnte.

Während dieser ganzen Zeit stand Wolf Larsen ruhig und untätig, auf die Ellbogen gestützt, da und blickte, wie in tiefe Neugier versunken, hinunter, stumm und prüfend. Leach hatte sich in eine wahre Ekstase ohnmächtiger Wut verrannt.

„Schwein! Schweinehund! Schweinehund!" wiederholte er immer wieder mit der vollen Kraft seiner Lunge. „Warum kommst du nicht herunter und tötest mich, Mörder? Tu es doch! Ich fürchte mich nicht! Niemand hindert dich! Verdammt, lieber tot als lebendig und in deinen Klauen! Komm doch, Feigling! Töte mich! Töte mich! Töte mich!"

In diesem Augenblick betrat Thomas Mugridge, von seiner ruhelosen Seele getrieben, den Schauplatz. Er hatte an der Kombüsentür gelauscht, kam aber jetzt heraus, vorgeblich, um Abfall über Bord zu werfen, in Wirklichkeit aber, um zu sehen, wie Leach getötet würde, was er bestimmt erwartete. Er schmunzelte in seiner fettigen Art Wolf Larsen zu, der ihn jedoch nicht zu sehen schien. Aber das störte den Cockney nicht. Er wandte sich an Leach:

„Welche Sprache! Pfui Teufel!"

Leachs Wut war nicht mehr ohnmächtig. Hier war ein Gegenstand, an dem er sie auslassen konnte. Und dazu war es das erstemal, daß der Koch ohne sein Messer an Deck erschien, seit er Leach angefallen hatte. Kaum hatte er ausgesprochen, als Leach ihn auch schon zu Boden schlug. Dreimal sprang Mugridge auf und versuchte, die Kombüse zu erreichen, und jedesmal wurde er wieder niedergeschmettert.

„O Gott!" schrie er. „Hilfe! Hilfe! Haltet ihn, hört ihr, haltet ihn!"

Die Jäger lachten aus reiner Erleichterung. Die Tragödie war vorbei, jetzt begann der Schwank. Die Matrosen rotteten sich achtern kühn zusammen, grinsten und schoben sich immer näher, um zu sehen, wie mit dem verhaßten Cockney abgerechnet wurde. Und selbst ich fühlte eine große Freude in mir aufsteigen. Ich gestehe, daß ich mich über die Prügel, die Thomas Mugridge von Leach bekam, freute, obgleich sie fast ebenso schrecklich waren wie die, die Mugridge Johnson verschafft hatte. Aber in Wolf Larsens Gesicht änderte sich nicht eine Miene. Vergebens suchte der Koch sich gegen den rasenden Jungen zu wehren. Und vergebens suchte er die schützende Kombüse zu erreichen. Ein Schlag folgte dem anderen mit verwirrender Schnelligkeit. Wie ein Federball wurde er hin und her gepufft, bis er endlich, hilflos auf dem Deck liegend, wie Johnson geschlagen und gestoßen wurde. Und keiner legte sich dazwischen. Leach hätte ihn töten können, da aber das Maß seiner Rache offenbar voll war, zog er sich von seinem niedergestreckten Feinde zurück, der wimmerte und jammerte wie ein Hund, und schritt nach der Back.

Aber diese beiden Scharmützel waren nur die einleitenden Ereignisse des Tagesprogramms. Am Nachmittag fielen Smoke und Henderson über einander her. Schuß auf Schuß knallte im Zwischendeck, gefolgt von einer wilden Flucht der übrigen vier Jäger an Deck. Eine Säule dichten, scharfen Schwarzpulverrauches erhob sich über der Treppe, und hinunter durch sie sprang Wolf Larsen. Beide Männer waren verwundet, und jetzt wurden sie noch dazu von Wolf Larsen verprügelt, weil sie sein Verbot übertreten und sich noch vor Beginn der Jagd kampfunfähig gemacht hatten. Sie waren in der Tat recht erheblich verwundet, und als Wolf Larsen

sie verprügelt hatte, ging er als rauher Wundarzt daran, sie zu behandeln und zu verbinden. Ich diente ihm als Assistent, während er die Kugelkanäle sondierte und reinigte, und ich sah, wie die beiden Männer seine rohe Behandlung ohne Betäubungsmittel ertrugen und sich nur durch ein Glas reinen Whiskys aufrecht hielten.

Meine Nerven waren zerrüttet, ja, meine Seele war erschüttert. Meine Tage waren vergangen, ohne daß ich etwas von der Bestialität der Menschen geahnt hatte. In der Tat: Ich hatte nur die intellektuellen Seiten des Lebens gekannt. Zwar hatte ich Brutalität gesehen, aber nur die Brutalität des Geistes.

Aber, daß ein Mensch seine Wut an einem anderen auslassen konnte, indem er ihn zuschandenschlug, das war etwas seltsam und furchtbar Neues für mich. Und mir schien, daß ich keine Ahnung von dem wirklichen Leben gehabt hatte. Ich lachte bitter und glaubte in Wolf Larsens unheilverkündender Philosophie eine viel treffendere Erklärung für das Leben finden zu können als in meiner eigenen.

Und ich erschrak, als ich mir der Richtung meiner Gedanken bewußt wurde. Die andauernde Roheit in meiner Umgebung hatte eine verderbliche Wirkung. Die Vernunft sagte mir, daß die Prügel, die Thomas Mugridge erhalten hatte, etwas Böses waren, und dennoch frohlockte ich darüber in toller Freude. Ich war nicht mehr Humphrey van Weyden. Ich war Hump, der Kajütsjunge, auf dem Schoner „Ghost". Wolf Larsen war mein Kapitän, Thomas Mugridge und die übrigen meine Kameraden, und der Stempel, der ihnen allen aufgeprägt war, hatte auch mich gezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kunstkenner.

Herr Leopat war auf die Auktionsbesichtigung gegangen. Man hatte ihm gesagt, daß er dort reichliche Gelegenheit zu interessanten Neuerwerbungen finden würde. Herr Leopat war nie abgeneigt, seine elegante Etagenwohnung in Passy mit neuen Schätzen zu versehen, zwischen denen er seine Mußestunden zubrachte und wo er jeden Sonnabend einen intimen Freundeskreis zum Bridge, Eiskaffee und zur Bewunderung seiner neuesten Erwerbung versammelte.

Herr Leopat beugte sich gerade über eine kleine Rosenholzschatulle, als plötzlich neben ihm ein Herr auftauchte, ein Herr mit starkem Haarwuchs und Bart, ein Herr, der mit den Daumen in den Armlöchern einer weißen Piquéweste dastand und dasselbe Möbel betrachtete.

Herr Leopat witterte gleich einen neuen Liebhaber und bahnte eine Unterhaltung an.

„Hübsch, nicht wahr? 17. Jahrhundert, nehme ich an."

„Ganz und gar nicht, mein Herr," erwiderte der Herr mit dem Schnurrbart und der Autorität.

„Sooo?"

„Unzweifelhaft. Diese Schatulle ist, falls sie echt ist, und das ist sie," fuhr der andere fort und öffnete eine Schublade, „im Jahre 1718 von Meister Gregoire, Rue du Bac 37, dem Kunsttischler der Herzogin von Maunes, ausgeführt worden. Ferner sind die türkischen Armleuchter ganz genau dieselben, wie sie um das Jahr 1715 den Salon der Marquise von Pollignac schmückten. Dies hier ist aber nur eine minderwertige Kopie."

Herr Leopat verneigte sich, überwältigt von einer derartigen Genauigkeit des Wissens. Bei einem vorbeigehenden Kunsthändler erkundigte er sich nach der Schatulle und erhielt dieselbe Auskunft.

„Kennen Sie den Herrn dort?" fragte Leopat.

„Habe ihn nie gesehen!"

Herr Leopat folgte dem Fremden, der seine Besichtigung fortsetzte.

„Sie sind zweifelsohne Sammler?"

„Doch nicht, ich begnüge mich damit, hier und da einen guten Rat zu erteilen und etwaige Irrtümer aufzuklären."

Leopat überreichte ihm seine Karte, ohne selbst eine zu erhalten.

„Mit wem habe ich die Ehre?"

„Jules Durand," lautete die Antwort.

Sehr mitteilsam sieht er nicht gerade aus, dachte Leopat, aber er ist ganz brauchbar.

„Falls es Ihre gewiß kostbare Zeit erlauben sollte, würden Sie vielleicht meiner Frau und mir die Freude machen, morgen bei uns Tee zu trinken?"

„Mit Vergnügen," antwortete Durand.

*

„Einfach erstaunlich," berichtete Herr Leopat am nächsten Tage. „Eine unglaubliche Sicherheit, ein fabelhaftes Wissen! Ich sehe diesen Besuch als eine große Ehre für mein Haus an, und ich freue mich darauf, herauszufinden, welche unzweifelhaft hohe soziale Stellung er bekleidet."

„Herr Durand," meldete der Diener.

Wieder mit einer weißen Weste, aber diesmal im schwarzen Gehrock, trat der Gast mit langsamen, rhythmischen Schritten in den Salon ein.

Nach einer etwas nervösen Vorstellung sagte Herr Leopat: „Lieber Herr Durand, unsere Freunde sind bereits mit ihren hervorragenden Eigenschaften als Kunstexpert bekannt gemacht, und wir bitten Sie höflichst darum, Ihr Urteil über die bescheidenen Kunstschätze dieses Hauses abzugeben."

Der Gast plazierte seine Hände unter die Rockschöße und setzte sich in Bewegung. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Nachdem sämtliche Schränke, Konsolen, Kommoden und Sekretäre besichtigt waren, nahm Herr Durand mitten im Salon Platz, drehte seinen schwarzen Schnurrbart und deutete auf einen Eckschrank

„Zweifellos ein Boule-Möbel von 1718."

Leopat und seine Frau sahen sich begeistert an.

„Ganz genau!" Das hatte auch auf der Rechnung des Antiquitätenhändlers gestanden.

„Etwas weiter nach hinten, meine Damen und Herren," fuhr Herr Durand fort, „sehen Sie einen Sekretär aus Amarantenholz, wahrscheinlich im Jahre 1717 von Sr. Kgl. Hoheit Philipp V. dem Palais Royal zugeführt, als Gabe für seine Tochter, der Herzogin von Berry."

„Stimmt auffallend!" begeisterte sich Leopat. „Und dies hier, ist das nicht auch das Schachbrett des Kardinals Dubois?"

„Eine Fälschung!"

„Wie meinen, Herr Durand?"

„Es existiert nur ein Schachbrett, das dem Kardinal Dubois zu eigen war, und ich weiß genau, wo das zu finden ist."

„Wo...?"

„Falls Sie mich jemals besuchen sollten, will ich es Ihnen zeigen," sagte der Gast mit einem Anflug von Hochmut.

Etwas unangenehm berührt, sagte Herr Leopat: „Lassen Sie uns in den Empire-Saal gehen, dort stehen einige auserwählte Dinge, die ich Ihnen gern vorführen möchte."

„Das hat gar keinen Zweck, das Empire interessiert mich ganz ganz und gar nicht."

„Gut — dann Louis XIII.," schlug Herr Leopat vor.

Man besichtigte eine prachtvolle Truhe, einen Chorstuhl, aber Herr Durand schwieg hartnäckig.

„Sie sagen ja immer noch gar nichts, lieber Herr Durand!" bemerkte Herr Leopat.

„Louis XIII. interessiert mich ebensowenig wie das Empire, — ich kenne mich da nicht aus."

„Sie scherzen gewiß! Das achtzehnte Jahrhundert ist doch Frankreichs größte Epoche auf dem Gebiet der Kunst!"

Herr Durand schlug die Beine übereinander, drehte etwas an seinem Bart und sagte etwas verlegen: „Gut, lassen Sie sich sagen, daß das achtzehnte Jahrhundert absolut nicht meine Stärke ist. Aber die Régence kenne ich. Ich will Ihnen nämlich sagen, meine Damen und meine Herren, daß ich zwanzig Jahre lang Aufseher im Régence-Saal des Casteliajac-Museums gewesen bin. Ich kann das Ganze auswendig. Die anderen Jahrhunderte hingegen — — —"

Da schlug die Uhr sechs.

„So, nun schließen wir!" rief der Aufseher plötzlich. — Dann bemerkte er erklärend: „Bitte um Entschuldigung! Alte Gewohnheit! Um sechs war immer Schluß."

Mit langsamen, rhythmischen Schritten verließ er die sprachlos ihm nachstarrende Gesellschaft. H. Falk.

Die Fratinellis.

(Von unserm Berliner U. E.-Mitarbeiter.)

(Nachdruck verboten.)

Daß man sie nach zwanzigjähriger Abwesenheit endlich wieder einmal nach Deutschland gebracht hat, ist ein zweifelloses Verdienst der Berliner „Scala", in der sie allabendlich auftreten. Und wenn ich auch 45 Minuten lang über sie gelacht habe, so muß ich doch sagen: sie gehören in den Zirkus und nicht auf die Varietébühne. Sie selbst können ja nichts dafür, daß sie gewissermaßen außerhalb ihres Rahmens spielen müssen. Wenn man Zirkusclown ist und weiter nichts sein will, wenn man vierzig Jahre lang Abend für Abend in der Manege getollt hat, dann spielt man eben nach allen Seiten und nicht nur nach vorn zur Rampe, hinter der im dunklen Raum die Menschen nicht mehr erkennbar sitzen.

Ihre Späße sind, roh zugeschnitten für den Zirkus berechnet, und so geht leider viel von ihrer Komik und ihrer Wirkung verloren. Wenn man trotzdem noch genug erhascht, um aus dem Lachen nicht herauszukommen, so nur deshalb, weil diese drei Brüder, die übrigens ein wundervolles Deutsch sprechen, einzig in ihrer Art sind, weil sie die besten Manegeclowns darstellen, die man bisher je gesehen. In Paris treten sie seit genau neunzehn Jahren in demselben Zirkus auf; das sagt wohl genug.

Die Typen sind bekannt. Der eine ist der richtige, elegante Clown im schillernden Gewand, mit weißem Gesicht und einem Büschel undefinierbaren Haares. Er redet ohne Unterbrechung und hat die Oberleitung. Der zweite ist der Mann im Frack (was für ein Frack?), der immer hereingelegt wird, etwa so:

„Geben Sie zehn Mark!"

„Bitte, hier!"

„Gut, wir werden ein Spiel machen. Wenn Sie ja sagen, haben Sie gewonnen; sagen Sie nein, haben Sie verloren. Kennen Sie das Spiel?“

„Nein.“

„Danke sehr!“ sagt der andere und steckt die zehn Mark ein. Oder so:

„Geben Sie zehn Mark!“

„Bitte, hier!“

„Ich habe links zehn Mark, rechts ein Stück Papier. Wenn Sie auf meine Frage „Papier“ antworten, haben Sie gewonnen. Was wollen Sie haben: die zehn Mark oder das Papier?“

„Papier.“

„Danke sehr!“

Jetzt macht er dasselbe mit dem Dritten.

„Hier habe ich zehn Mark. Wollen Sie das Geld oder das Papier?“

„Das Geld,“ sagt der und rennt davon.

So ist der Dumme zwanzig Mark los. Der eigentliche „Dumme August“ ist aber der dritte: ein wandelnder Garderobenständer mit zehn Perücken, eine so gearbeitet, daß die Haare wirbeln wie Windmühlenflügel. Die Zuschauer krempeln sich vor Lachen. Schade, daß man die drei Clowns nicht einmal in einem Zirkus sehen kann. Wie müssen sie erst in ihrem richtigen Milieu wirken?!

Die Scheidungsepidemie.

Von allen Enden der Welt kommen Schreckensnachrichten über die stets wachsende Zahl der Scheidungsprozesse. Eine Londoner Statistik zeigt in den letzten drei Jahrzehnten ein so starkes Anwachsen der Scheidungen, daß man die seltsamsten Gründe zur Erklärung heranzuziehen sucht.

Zunächst die Statistik! Sie zeigt, daß in dem Jahrfünft von 1901 bis 1905 alljährlich etwa 560 Scheidungen stattfanden. In dem folgenden Jahrfünft von 1906 bis 1910 trat eine schwache Steigerung der jährlichen Scheidungsziffer auf etwa 625 ein, die sich leicht mit dem Wachstum der Weltstadt London erklären läßt. Auch das nächste Jahrfünft 1911 bis 1915 zeigt eigentlich nur ein normales Wachstum auf 656 Scheidungen jährlich. Aber dann beginnt der große Sprung. 1916 bis 1920 schwillt die jährliche Scheidungsziffer auf 1510 Scheidungen an, 1920 bis 1925 lassen sich jährlich schon 2730 Paare scheiden, und im laufenden Jahre 1927 ist die Zahl der Scheidungen auf 3500 gewachsen. Man zerbricht sich in London den Kopf; denn eine Erschütterung der Moralgrundsätze, die die Grundlage für die Ehe bilden, kann man natürlich nicht zugeben, und so ist man auf die seltsame Idee verfallen, die Zeitungskorrespondenzen für das Anschwellen der Scheidungsflut verantwortlich zu machen. Sie berichten nicht mehr sensationell und detailliert genug über die Schlafzimmergeheimnisse, die bei Ehescheidungsprozessen in Erscheinung treten. Infolgedessen hat niemand mehr vor der Scheidung Angst. Da man ein Gesetz erlassen hat, das bei der Berichterstattung die Namen der an der Ehescheidung Beteiligten nicht mehr genannt werden dürfen, so hat die Oeffentlichkeit alles Interesse an dem Skandal eines Ehescheidungsprozesses verloren. Man kann sich jetzt im geheimen scheiden lassen, ohne daß in den Zeitungen spaltenlang berichtet wird.

Aber noch ein anderer wichtiger Grund liegt für das Wachstum der Scheidungsprozesse vor. Bis vor einigen Jahren war in England der Ehebruch seitens des Ehegatten kein Scheidungsgrund. Die neuere Gesetzgebung erst hat auch den Ehebruch des Mannes als Scheidungsgrund anerkannt. Früher mußte also immer die Ehefrau die Schuld auf sich nehmen, während heute der galante Ehemann sich als den schuldigen Teil bei der Ehescheidung bekennen kann.

Und in Amerika geht es nicht besser. Auch hier sind die Zeiten vorüber, in denen jeder Ehescheidungsprozeß einen ungeheuerlichen Skandal bedeutete, der auf der ersten Seite aller Riesenblätter spaltenlang in den sensationellsten Ueberschriften erzählt wurde. Bis in die fünfte und sechste Generation hinein wurden alle Familiengeheimnisse auf das Genaueste erforscht, die am Scheidungsprozeß Beteiligten waren wehrlos den Zeitungskorrespondenten ausgeliefert. Diese Sensationsberichterstattung ist zwar heute noch nicht ganz überwunden, und wir entsinnen uns der ungeheuerlichen Skandalaffäre, die bei Charlie Chaplins Scheidungsprozeß nicht nur die amerikanische Presse, sondern die Weltpresse füllte, aber sie bleibt doch wenigstens auf solche Einzelfälle prominenter Persönlichkeiten beschränkt. Die Zahl der Scheidungsprozesse hat so überhand genommen, daß gar nicht mehr genügend Raum in den Zeitungen ist, über alle Prozesse mit der nötigen Sorgfalt zu berichten. Die Ehescheidungsstatistik zeigt, daß heute in Amerika jede siebente Ehe geschieden wird. Dabei erlebt man das seltsame Schauspiel, daß nicht einmal die Großstädte es sind, die diesen Verfall der Ehemoral zeigen. Die Gesamtzahl der Scheidungen, die im Jahre 1900 in den Vereinigten Staaten 55 000 betrug, ist heute auf fast 175 000 angewachsen, während die Bevölkerungsziffer sich nur von 75 Millionen auf 117 Millionen vergrößerte. Amerikas größte Stadt, Newyork, hat mit dem zum Staate Newyork gehörigen Lande eine Scheidungsziffer, bei der auf 24 Ehen eine Scheidung kommt. Das ist eine außerordentlich günstige Ziffer angesichts der Tatsache, daß zum Beispiel der Staat Nevada auf 1122 Eheschließungen 1082 Scheidungen verzeichnet. Diese Verschiedenartigkeit in der Ziffer der Ehescheidungsprozesse ist auf die verschiedenen gesetzlichen Grundlagen zurückzuführen, die in den einzelnen Staaten sehr stark voneinander abweichen. Es gab eine ganze Zahl von Staaten, in denen die Ehescheidungen fast unmöglich gemacht waren, und zwar aus religiösen Gründen. Aus solchen Staaten fuhren dann diejenigen, die über die notwendigen Geldmittel verfügten, einfach nach Paris und ließen sich dort in aller Stille scheiden. Denn die Pariser Gesetze sorgen dafür, daß man das ohne jedes Aufsehen und mit ein paar guten Trinkgeldern an den Hauswart, der die polizeiliche Anmeldung besorgt, sowie mit einem sehr anständigen Honorar an die Spezialscheidungsanwälte erledigen kann. Um dieser Pariser Konkurrenz zu begegnen, haben deshalb einige amerikanische Staaten die Scheidungsprozesse außerordentlich erleichtert, und zu diesen Staaten gehört jetzt Nevada, es ist förmlich das Ehescheidungsparadies, in dem man seinen Sommerurlaub zum Zwecke der Ehescheidung verbringt. Man macht seine Hochzeitsreise nach Florida und seine Scheidungsreise nach Nevada.

Anekdoten von Kartenspielern.

„Lassen Sie das Mogeln sein!“ schrie einer der Skatbrüder.

„Daß Sie betrügen, ist stadtbekannt,“ gab der zweite ihm Antwort.

*

„Ich möchte wissen, was Sie schon alles auf dem Kerbholz haben!“

„Und ich möchte wissen, wie viele Jahre Sie schon im Zuchthaus saßen!“

„Kinder,“ fragte jetzt der dritte Mann, „wollen wir uns denn unterhalten oder wollen wir spielen?“

*

Käppen Bradhering lebte in Rostok als Pensionär. Er war dort mit zwei sehr vornehmen, adligen Damen, Generalswitwen, bekannt geworden, die den alten ehrlichen Seemann trotz seiner manchmal etwas rauhen Sitten schätzen gelernt hatten und recht oft mit ihm Skat spielten. Einmal bekamen Bradherings Partnerinnen Streit wegen des Ausspielens. „Euer Gnaden spielen aus!“ sagte die eine. „Nein, Euer Gnaden spielen aus!“ erwiderte die andere. Und so ging der Streit in der verbindlichsten Weise eine Zeitlang hin und her.

Schließlich wurde es aber Käppen Bradhering zu bunt, und er wandte sich an seine Nachbarin zur Rechten mit den entrüsteten Worten: „Ach was, Euer Gnaden hin, Euer Gnaden her! Spiel aus, alte Schachtel!“

*

Der Renommist Schnackmeyer erzählte stolzgeschwellt am Stammtisch, daß er während seines Sommeraufenthaltes in Gastein mit einem König Whist gespielt habe. „Das ist noch gar nichts,“ erwiderte einer der Anwesenden, „ich habe schon mit vier Königen gespielt!“ „Menschenskind,“ stritt Schnackmeyer, „soviel Könige gibt es ja gar nicht mehr!“ „Ich habe schon oft mit vier Königen und einem Aß gespielt!“ sagte schmunzelnd der andere, der sich freute, den Renommisten jetzt dem allgemeinen Gelächter preisgegeben zu sehen

*

Pinkepank war Beamter. „Na, Pinkepank,“ sagte man zu ihm, „willst du nicht einen Skat mit uns spielen? Wir warten mit Schmerzen auf den Dritten!“

„Nein, danke,“ sagte Pinkepank, „ich warte mit Schmerzen auf den Ersten!“

*

Man unterhielt sich in den Pausen des Kartenspiels von dem großen Rennen, das kürzlich stattgefunden hatte. Rentner Schnulligkeit wurde gefragt, auf welches Pferd er denn gesetzt habe.

„Auf keins,“ sagte Schnulligkeit.

„Warum denn nicht?“

„Pferde kann man nicht mischen,“ sagte Schnulligkeit, denn er war ein gewiegter Kartenspieler.

Allerlei Wissen.

20 000 Aufnahmen in der Minute. Ein japanischer Ingenieur hat eine Kamera erfunden, deren Mechanismus es ermöglicht, in einer Minute 20 000 Aufnahmen zu machen. Mit diesem Kurbelkasten wurde u. a. der Flug einer Kugel durch eine elektrische Birne aufgenommen.

Der uralte Jazz? Ein amerikanischer Archäologe, der in Mexiko Ausgrabungen machte, erklärt in der amerikanischen Fachpresse, daß er dabei Instrumente aufgefunden habe, die große Aehnlichkeit mit dem Saxophon der modernen Jazzband und den Klarinetten haben. Auch Trommeln wurden entdeckt, die ganz gut in ein modernes Orchester passen würden.

Fröhliche Ecke.

Die Gattin. „Maud, ich will heut abend zu dem großen Boxkampf allein gehen.“ — „Sooo? Merk' dir, wie man einem Kinnhaken ausweicht; du kannst es bei der Heimkunft verwerten!“

Süßes Kind. „Onkel, beiß hier die Kräuter ab!“ — „Warum denn mein Kind?“ — „Pappi hat gesagt, wenn du ins Gras beißt, kriegen wir ein Auto — und 'ne Villa.“

Rechnen. Das Fräulein: „Mein Papa gab mir, seit ich auf der Welt bin, an jedem Geburtstag ein Pfund Sterling. Ich habe jetzt 19 Pfund.“ — Der Tischnachbar: „Und wann zahlt er Ihnen den Rest nach?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.